

Erinnerungsorte in Berlin

Berlin zeichnet sich durch eine Fülle von Denk- und Gedenkorten aus. Mehrere hundert Denkmale, Gedenksteine, Informationstafeln und andere Formen der Kennzeichnung allein zur NS-Zeit und zur DDR-Geschichte sind gegenwärtig im Berliner Stadtraum verortet. Berlin bietet aufgrund seiner Geschichte auch ausreichend Berührungsflächen zum Erinnern. Zwei spezifische Diktaturen haben die Stadt geprägt und ihre Spuren hinterlassen: Berlin war Reichshauptstadt des NS-Regimes von 1933 bis 1945, ab 1949 war der östliche Teil der Stadt die Hauptstadt des SED-Staats DDR. Die Stadt ist ein Geschichtsraum von höchster Dichte.

Angesichts der hohen „Summe an Gedenken“ sollte man sich allerdings nicht zu der Annahme verleiten lassen, in Berlin werde von jeher kontinuierlich und in großer Eintracht Gedenkarbeit geleistet. Das Erinnern geht zumeist auf das beharrliche, jahrelange Engagement Einzelner bzw. auf den Einsatz bürgerschaftlicher Initiativen zurück. Vieles musste sich gegen die weitverbreitete Sehnsucht nach Verdrängen und Vergessen durchsetzen und vieles ist erst aus langwierigen und erhitzten Debatten erwachsen. Diese heftigen Diskurse aber haben die Aufmerksamkeit in Gesellschaft und Politik nachhaltig geschärft, sie haben die Reflexion über die geschichtliche Identität dieser Stadt immer wieder mit neuen Impulsen bereichert. Dabei war Berlin im Übrigen stets auch Spiegel der Erinnerungsdebatten auf gesamtdeutscher Ebene.

Dass kritische Erinnerung unabdingbar oder zumindest politisch opportun ist, darüber besteht heute, ungeachtet sporadischer Gegenströmungen, weitgehend Konsens. Dazu gehört ganz wesentlich, dass die Spuren der verschiedenen Diktaturerfahrungen bewahrt und lesbar gemacht werden. Die Kennzeichnung der Spuren kann sehr unterschiedliche Gestalt haben: als erhaltenes Sachzeugnis mit oder ohne Erläuterung, als Denkmal, als einzelne Informationstafel oder als zusammenhängende Geschichtsroute, als künstlerisches Zeichen, als Gedenkstätte oder Dokumentationszentrum.

Die Optionen, aus Spuren der Vergangenheit einen erkennbaren Erinnerungsort werden zu lassen, sind also sehr breit gefächert. Das Charakteristische dabei ist der dezentrale Ansatz unserer Erinnerungslandschaft: Die Markierung der Vergangenheit erfolgt an den konkreten historischen Bezugsorten, die einzelnen Orte haben ihr ganz spezifisches Themenprofil, das ihnen eine unverwechselbare inhaltliche Referenz verleiht. Natürlich liegt in der Pluralität der Formen auch eine gewisse Gefahr: Dezentralität neigt *per se* zu Eigendynamik und „Wildwuchs“, sodass dem externen Betrachter der Gesamtkontext verloren gehen kann.

Im Folgenden möchte ich die Vielgestaltigkeit der existierenden Erinnerungsorte in Berlin vorstellen. Dabei werde ich versuchen, diese Vielfalt typologisch fassbar zu machen. Da dies zwangsläufig nur anhand ausgewählter Fallbeispiele geschehen kann, wird der Überblick nur cursorisch sein. Die Fallbeispiele konzentrieren sich auf vier typologische Bereiche: die Kennzeichnung von historischen Orten durch Informationstafeln; zeitgeschichtliche Informationseinrichtungen an historischen Orten; klassische Denk- und Mahnmale sowie Installationen und künstlerische Zeichen.

Kennzeichnung von historischen Orten durch Informationstafeln

Die Markierung einzelner Gebäude oder Ereignisorte durch eine Erläuterungstafel zählt zur wohl gängigsten Variante historischer Information im Stadtraum. Darüber hinaus sind seit Mitte der neunziger Jahre aber auch regelrechte Wegesysteme aus Informationstafeln entstanden.

Der Prototyp eines solchen Geschichtswegs ist die „Geschichtsmeile Wilhelmstraße“, die die „Stiftung Topographie des Terrors“ im Auftrag der Berliner Senatsbauverwaltung erarbeitet hat. Entlang der Wilhelmstraße hatten sich im 19. Jahrhundert die wichtigsten Ministerien Preußens bzw. des



Mahnort Kurfürstenstraße

© Gabriele Camphausen

Deutschen Reiches angesiedelt, nach 1933 zudem die Zentralen des nationalsozialistischen Terrorapparats. Die meisten Gebäude wurden nach dem Zweiten Weltkrieg dem Verfall preisgegeben und schließlich abgerissen. An insgesamt 23 ausgewählten Standorten dokumentiert die „Geschichtsmeile Wilhelmstraße“ die Geschichte dieses historischen Regierungsviertels. Auf gläsernen Text-Bild-Tafeln erläutert die Straßenausstellung die Nutzungsgeschichte der jeweiligen Gebäude und informiert über die Amtsinhaber, die von diesen Orten aus die Regierungspolitik mitbestimmten. Eröffnet wurde die „Geschichtsmeile Wilhelmstraße“ im April 1996. Sie galt zunächst als befristetes Projekt, wurde dann aber aufgrund des großen Zuspruchs in der Öffentlichkeit als dauerhaftes Vorhaben gesichert.

In Anlehnung an dieses Modell wurde Ende der neunziger Jahre die „Geschichtsmeile Berliner Mauer“ entwickelt. Auf Glastafeln, die über den früheren innerstädtischen Grenzverlauf zwischen Ost- und West-Berlin verteilt sind, werden mauergeschichtliche Ereignisse erläutert – Ereignisse, z. B. Fluchtversuche, die an dem jeweiligen Standort stattgefunden haben. Die

Texterläuterungen erfolgen in deutscher Sprache sowie in den Sprachen der früheren alliierten Besatzungsmächte.

Eine Ergänzung erfährt diese Mauermeile durch den Mauerweg Berlin-Brandenburg, der zurzeit entlang der Berliner Außengrenze aufgebaut wird. Wegemarken an ausgewählten Stationen informieren auf Deutsch und Englisch über die mauerhistorische Aussage der betreffenden Standorte.

Eine weitere Form der Kennzeichnung im Stadtraum begegnet uns in einigen Buswarteallen, die an historisch wichtigen Plätzen verortet sind. Exemplarisch nenne ich den „Mahnort Kurfürstenstraße“. Er befindet sich dort, wo während des Zweiten Weltkriegs das berüchtigte „Judenreferat“ des Reichssicherheitshauptamts war. Leiter des Referats war Adolf Eichmann, Organisator der Massendeportationen europäischer Juden in die Konzentrations- und Vernichtungslager.

Bis zur Einrichtung des „Mahnorts Kurfürstenstraße“ im Dezember 1998 gab es keinen Informationshinweis auf die Geschichte dieses Ortes. Heute kann man dort eine deutsch-englische Plakatdokumentation sehen, die über den Ort sowie die Person Eichmanns informiert. Die Realisierung dieser Dokumentation beruht auf Initiativen unterschiedlicher Art. Ausgangspunkt war eine private Projektidee, die „Stiftung Topographie des Terrors“ leistete die inhaltlichen Arbeiten, die finanzielle Sicherung übernahm die Privatfirma Wall AG.

Zeitgeschichtliche Informationseinrichtungen an historischen Orten

An manchen historischen Orten in Berlin sind in den letzten Jahrzehnten Dokumentationszentren bzw. Gedenkstätten aufgebaut worden: Institutionen, die am überlieferten Geschichtsschauplatz über den Ort und seine Vergangenheit informieren – durch Ausstellungen, durch geführte Rundgänge, durch Diskussionsveranstaltungen und andere Bildungsangebote.

Beispiele dafür sind die „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“, das Haus der Wannsee-Konferenz, die „Topographie des Terrors“ und die „Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen“. Es handelt sich um zentrale Orte deutscher Diktaturgeschichte, die in ihrer heutigen Form einen besonderen Stellenwert in der Berliner bzw. der gesamtdeutschen Erinnerungslandschaft besitzen und die eine spezifische, didaktisch ausdifferenzierte Variante von Erinnerungsort widerspiegeln.

Klassische Denk- und Mahnmale

Wir kennen vermutlich alle die Crux eines Denkmals: Es soll gleichsam alles leisten. Es soll dem Thema angemessen sein, es soll ästhetisch ansprechen, es soll eine Situation 1 : 1 wiedergeben, es soll realistisch sein, es soll symbolisch überhöhen, es soll den Schrecken der Vergangenheit hautnah in die Gegenwart transformieren usw. Da die Explosionskraft dieses Ansatzes auf der Hand liegt, hat so manche Denkmalsetzung zu einem tiefen Dissens geführt, der bis heute nicht aufgelöst werden konnte.

Das Beispiel, das ich im Folgenden vorstelle, ist ebenfalls nicht konfliktfrei verlaufen, erwies sich aber immerhin als realisierungsfähig. Es geht um die lange Geschichte des Erinnerns am Bahnhof Berlin-Grunewald. Ab Oktober 1941 nutzten die Nationalsozialisten den Bahnhof Grunewald als Deportationsbahnhof: Tausende jüdischer Bürgerinnen und Bürger wurden von den dortigen Verladerampen aus in die Ghettos und Konzentrationslager im besetzten Osteuropa transportiert. Nach dem Krieg wurde die Geschichte dieses Ortes jahrzehntelang ignoriert. Erste Gedenktafeln, die aus den Jahren 1953 und 1973 stammten, wurden gestohlen. Erst in den achtziger Jahren löste sich allmählich die Erinnerungsblockade. Im Zuge der wachsenden öffentlichen Aufmerksamkeit schrieb das Land Berlin schließlich einen Wettbewerb aus, den der polnische Künstler Karol Broniatowski gewann. 1991 – 50 Jahre, nachdem der erste Transportzug vom Bahnhof Grunewald in das Ghetto Lodz losgefahren war – wurde sein Entwurf umgesetzt. Das Deportations-Mahnmal besteht aus rauem Beton: eine 18 Meter lange und 3 Meter hohe Gedenkwand mit eingelassenen Negativformen menschlicher Körper, die den Weg zu den Deportationsgleisen nachzeichnet. Eine Stele mit Inschrift erläutert die Geschichte des Ortes.

Trotz dieser Denkmalsetzung trat keine Ruhe ein, da die Deutsche Bahn Anfang der neunziger Jahre den Abriss der historischen Verladerampen plante, um dort eine Reinigungsanlage für ICE-Züge zu bauen. Massive öffentliche Proteste führten zu einem Kurswechsel. Die Deutsche Bahn sagte zu, die Rampen zu erhalten und einen öffentlich zugänglichen Gedenkort zu errichten. „Mahnmal Gleis 17“, so der Name des Ortes, wurde am 27. Januar 1998, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, eingeweiht. „Mahnmal Gleis 17“ steht in einem engen inhaltlichen Zusammenhang mit der 1991 errichteten Gedenkwand von Broniatowski. Während die Gedenkwand den Weg zu den



Bahnhof Berlin-Grunewald, „Mahnmal Gleis 17“

© Gabriele Camphausen

Deportationsgleisen thematisiert, ist das neue Mahnmal an einer ehemaligen Verladerampe selbst verortet: an Gleis 17, von wo aus 186 Deportationszüge abgefahren sind.

Den Kern des Mahnmals bilden 186 Objekte aus Stahlguss, die im Gleisbett eingelassen sind. Auf ihnen sind das Datum der Deportation, die Anzahl der Deportierten, der Abfahrtsort Berlin sowie der Bestimmungsort zu lesen. Die das Gleis überwuchernde Vegetation wird stehen gelassen, als Zeichen dafür, dass von hier niemals wieder ein Zug fährt.

Von Beginn an traf „Mahnmal Gleis 17“ auf sehr anerkennende und überregionale Resonanz. Erhebliche Sorgen hat jedoch in jüngster Zeit die geplante Errichtung von Stadtvillen und Geschäftsräumen in der Umgebung des Mahnmals hervorgerufen. Der öffentliche Protest gegen ein solches Vorhaben, das den Erinnerungsort, seine Wirkung und seine Würde zu beschädigen drohte, führte Mitte des Jahres 2005 zu einer Kurskorrektur. Die Baupläne wurden abgespeckt, und die Sichtachse am Mahnmal soll ungestört bleiben.

Installationen und künstlerische Zeichen

Eine Sprachform, die sich von der klassischen Denkmalgestaltung deutlich unterscheidet, begegnet uns bei den „Denkzeichen zur Erinnerung an die Ermordeten der NS-Militärjustiz“ am Murellenberg, unweit des Berliner Olympia-Stadions. Auf dem früheren Militärgelände am Murellenberg war zur NS-Zeit eine Hinrichtungsstätte der Wehrmacht eingerichtet worden. Zahlreiche Wehrdienstverweigerer, Befehlsverweigerer und Deserteure wurden hier zwischen August 1944 und April 1945 erschossen.

Seit 1994 hatte sich eine Initiative der Evangelischen Kirche und einzelner Bürger dafür eingesetzt, an dieser Stelle eine Erinnerungsstätte einzurichten und auf die Verbrechen der NS-Militärjustiz aufmerksam zu machen. Unterstützung fand diese Initiative auch durch die kommunalen Vertreter des Stadtbezirks. 2001 wurde ein Kunstwettbewerb ausgelobt, dessen Preisträgerin die argentinische Künstlerin Patricia Pisani aus Buenos Aires wurde. Die im Mai 2002 eingeweihte Installation von Frau Pisani umfasst 104 Verkehrsspiegel, die entlang einem Waldweg in der Nähe des Erschießungsorts aufgestellt sind. Der eigentliche Erschießungsort ist nicht zugänglich, da er sich innerhalb eines polizeilichen Sperrgebiets befindet.

Auf 16 dieser 104 Spiegel sind Texte eingraviert, die über die Ereignisse in der Murellenschlucht informieren. Die gewählte Gestalt „Verkehrsspiegel“ signalisiert ein „Achtung“. Die Spiegel sollen auf das hinweisen, was außerhalb unseres Blickfeldes liegt: auf die verdrängten Verbrechen der NS-Justiz.

Die Installation setzt auf Irritation und Anregung, nicht auf didaktische Unterweisung im üblichen Sinne. Sie will den Blick öffnen für etwas, das objekthaft nicht vorhanden ist, das sich der Betrachter selbst sichtbar und verständlich machen muss. Weiterführende Sachinformationen müssen sich die Besucher bei Bedarf eigenständig verschaffen. Sie werden in dieser Hinsicht nicht versorgt, sie werden gleichsam zur Selbstversorgung aufgerufen.

Als letzte Anschauungsbeispiele stelle ich zwei Zeichen aus dem „Projekt Sieben künstlerische Zeichen“ an den ehemaligen innerstädtischen Grenzübergängen vor. Diese sieben Installationen sind aus einem künstlerischen Wettbewerb hervorgegangen, den die Senatsbauverwaltung 1996 durchgeführt hat. Im Brennpunkt des Wettbewerbs standen die ehemaligen Grenzübergänge zwischen Ost- und West-Berlin. Das Ergebnis sind künstlerische Zeichen an



Denkzeichen, Murellenberg

© Gabriele Camphausen

sieben ehemaligen Grenzübergängen – Zeichen, die in sehr unterschiedlicher Formensprache das Thema Übergang bearbeiteten.

Ein in einem Leuchtkasten installiertes Doppelporrait zeigt einen russischen und einen amerikanischen Soldaten. Die Portraits verbildlichen die früheren Hinweistafeln „Sie verlassen den amerikanischen Sektor“. Darüber hinaus schaffen die Bilder den Bezug zu jenem historischen Moment, in dem sich am „Checkpoint Charlie“ sowjetische und amerikanische Panzer gegenüberstanden.

Zwei scheinbar normale touristische Gebrauchsgegenstände, nämlich zwei Fernrohre, sind in unscheinbarer Umgebung aufgestellt. Doch das eigentliche Sichtfeld wird gestört: Das im Fernrohr sichtbare Bild ist mit dem Schriftzug „Übergang“ überblendet. Die verschwundene Grenzsituation wird zurück ins Gedächtnis des Betrachters gerufen und darauf aufmerksam gemacht, dass der heute so banal und peripher erscheinende Ort einmal ein brisanter politischer Ort war.

Abschließend kann man festhalten, dass erkennbare und lesbare Erinnerungsorte in Berlin häufig das Ergebnis jahrelanger Bemühungen sind. Und

ohne private sowie bürgerschaftliche Initiativen wäre unsere Erinnerungskultur um vieles ärmer. Oder anders ausgedrückt: Durch das Engagement der Einzelnen ist unsere Erinnerungskultur so lebendig. Die Wege und Sprachen des Erinnerns sind außerordentlich vielfältig. Sie reichen von der reinen Sachinformation bis hin zum ausgefeilten didaktischen Angebot, von der Gestaltung eines Mahnmals bis hin zur Kunstinstallation, die keinerlei klassischen pädagogischen Ehrgeiz zeigt, die irritieren und neugierig machen will. Was uns als Betrachter, als Passanten anspricht und was uns interessiert – diese Wahl müssen wir allerdings ganz eigenständig treffen.